

71. Jahrgang – Heft 5

September/Oktober 2019

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen



Theologinnen und
Theologen

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen

THEOLOGEN UND THEOLOGINNEN

Inhalt

Wort des Schriftleiters	113
Bernd Jaspert: Theologen heute. Ein Berufsstand auf dem Prüfstand	114
Wolfram Zoller: Noch einmal: Karl Barth. Eine persönliche Erfahrung und Abrechnung	123
Buchbesprechungen	129
Leser-Echo	138
Termine	140
Jahrestagung	140
Mitgliederversammlung	140
Ad sexaginta annos	III

Zweimonatsschrift

des Bundes für Freies Christentum e. V.
www.bund-freies-christentum.de

Präsident

Professor Dr. Werner Zager
Alzeyer Straße 118, 67549 Worms
E-Mail: dwzager@t-online.de

Geschäftsführung

Karin Klingbeil
Felix-Dahn-Straße 39
70597 Stuttgart
Telefon 0711 / 762672,
Fax - 7655619
E-Mail: info@bund-freies-christentum.de

Druck

DCC Kästl,
Schönbergstraße 45-47
73760 Ostfildern

Schriftleitung

Kurt Bangert
Mondorfstraße 39
61231 Bad Nauheim
Telefon 06032 / 92 52 050
E-Mail: kontakt@kurtbangert.de

Autoren

Wolfram Zoller
Oberstudienrat i.R.
Ulrich-von Hutten-Straße 61
70825 Korntal-Münchingen
E-Mail: Wolfram.Zoller@gmx.de

Dr. Bernd Jaspert
Aura 9
36142 Tann (Rhön)

Wort des Schriftleiters

Theologen und Theologinnen

Diese Zeitschrift ist nicht nur für Theologen und Theologinnen gedacht, sondern für alle, die sich für ein liberales Christentum interessieren. Auch unter den Autoren gibt es neben theologischen Fachleuten kluge Nicht-Theologen, die sich mit erstaunlicher Akribie in theologische Themen eingearbeitet haben und dazu ihre Gedanken veröffentlichen möchten. Ein freies Christentum befasst sich zwar mit Theologie, aber nicht unbedingt mit dem Beruf der Theologen.

Das ist diesmal anders, denn diese Ausgabe von *Freies Christentum* hat mit Theologen im engeren Sinn zu tun. Bernd Jaspert, selbst ehemaliger Pfarrer, Akademieleiter und Dozent für Kirchengeschichte an der Universität Marburg, befasst sich im ersten Beitrag mit dem Berufsstand des Theologen und den Voraussetzungen, die nötig sind, um angesichts der sich wandelnden Verhältnisse in unserer Gesellschaft den Menschen von heute die christliche Botschaft so vermitteln zu können, dass diese bei den Leuten „ankommt“. Die heutigen Theologen und Theologinnen (!) haben es nicht immer leicht; sie ernten viel

Zustimmung, aber auch Skepsis und Ablehnung. Welche sind die Maßstäbe, nach denen sie ihr Denken und Handeln orientieren sollen? Darauf versucht Jaspert Antworten zu geben.

Der zweite Aufsatz ist ein Beitrag eines Theologen über einen anderen Theologen. Wolfram Zoller reagiert auf meinen Beitrag zum 50. Todestag von Karl Barth (Heft 6/2018), bei dem ich – zum Verdruss einiger Leser – diesen einflussreichen Theologen über viele Seiten recht positiv dargestellt habe, bevor ich am Ende auch sehr kritische Worte fand. Theologe Zoller wollte meine Würdigung nicht unwidersprochen stehen lassen und schildert aus seiner ganz persönlichen Sicht und Erfahrung heraus seine Schwierigkeiten, die er als junger Mann mit Barth hatte und heute immer noch hat. Ein wichtiger Beitrag zur Diskussion.

Hier sei noch einmal auf die kommende Jahrestagung des *Bundes* verwiesen, die unter dem Thema „Wie frei ist unser Wille?“ vom 11. bis 13. Oktober im renovierten Martin-Niemöller-Haus im schönen Arnoldshain im Taunus stattfinden wird. Bitte gleich anmelden! □

Kurt Bangert

Theologen heute

Ein Berufsstand auf dem Prüfstand // Bernd Jaspert

Ein ganzer Berufsstand soll näher betrachtet werden: der der christlichen Theologen. Dabei geht es um die Frage, wie sie sich *heute* geben und zeigen, nicht, wie sie in der *Vergangenheit* waren. Es geht also um ihre heutige Bedeutung. Dass dabei auch ein Licht auf ihre künftige Reputation fällt, versteht sich von selbst. Im Vordergrund soll aber ihre Bedeutung in der heutigen Theologie und Gesellschaft stehen.

Theologie und Gesellschaft

Überall auf der Erde sind sie unterschiedlich: Theologie und Gesellschaft. Schon deshalb ist die Theologie nicht einheitlich. Es ist nämlich ein Unterschied, ob jemand in Argentinien, in Libyen oder in Sri Lanka Theologie betreibt. Da Theologie verschiedene Kirchen, Konfessionen und christliche Gruppen vertritt, sind Theologien uneinheitlich, in ihren Formen und in ihren Aussagen. Die Theologien sind so vielfältig wie die, die sie zu verantworten haben: die Theologen.

Nicht nur innerhalb einer Gesellschaft und innerhalb einer Kirche sind sie unterschiedlich. Sie sind es auch von Land zu Land und von Kontinent zu Kontinent. Theologien und Theologen müssen vielfältig sein, weil die Menschen vielfältig sind. Um ein Beispiel zu nennen: In der römisch-katholischen Theologie gab und gibt es nicht nur konservative Theologen wie Papst Johannes Paul II., Ludwig

Gerhard Müller, Christoph Schönborn und Rainer Maria Woelki, sondern auch progressive wie Paul F. Knitter, Roger Haight und Aloysius Pieris, um nur diese zu erwähnen.

Auch in anderen Kirchen sind Theologen unterschiedlicher Prägung zu Hause. Und sieht man sich die Kirchen und Konfessionen an, wie sie im Ökumenischen Rat der Kirchen vertreten sind, so tritt die globale Vielfalt der Theologien noch deutlicher hervor. Denn in der Ökumene wird darauf geachtet, dass nicht eine Theologie andere theologische Meinungen und Anschauungen dominiert. So ist die Geschichte des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) nicht so sehr eine Geschichte der Einheit des ökumenischen Gedankens, sondern eher eine Geschichte der Auseinandersetzung verschiedener theologischer Auffassungen. Gemeinsam ist ihnen nur die Zustimmung zu den Grundlagen des ÖRK, wie sie in seiner trinitarisch

verfassten Präambel niedergelegt sind.¹ Darin ist auch der allen Kirchen und Theologien wichtige Hinweis auf Jesus Christus als den Herrn der Kirche enthalten. Mit diesem Hinweis fühlen sich viele Kirchen und Theologen in der ganzen Welt solidarisch. Dieser in den Grundordnungen (Bekennnisschriften) der meisten Kirchen enthaltene Hinweis gibt ihnen und ihren Theologen die Chance, ökumenisch zu denken und zu handeln. Ja, er macht ihnen die Ökumene geradezu zur Aufgabe.

Theologen heute sind also nicht nur in den gegenwärtigen Theologien und Gesellschaften zu Hause, sondern sie denken, schreiben und handeln auch ökumenisch. Darüber hinaus nehmen einige auch das zur Kenntnis, was die nichtchristlichen Religionen und Ideologien auf dem interreligiösen und säkularen Sektor an Ideen und Vorschlägen für ein verantwortliches Leben in Gegenwart und Zukunft hinterlassen. Theologen, die das tun, dienen den

heutigen Gesellschaften mehr, als ihnen in der Regel bewusst ist. Damit nehmen sie auch eine politische, öffentliche Aufgabe wahr.

Die Gesellschaften sind nicht überall auf der Welt demokratisch. Sie können auch diktatorisch und autoritär sein. In den verschiedenen Ländern sind sie unterschiedlich strukturiert. Ebenso die Theologie. Nicht überall hat sie die Freiheiten, die sie in Mitteleuropa genießt. Im Übrigen ist sie auch noch konfessionell verschieden. Das zeigt sich auf allen Kontinenten und in allen Ländern, in denen das Christentum zu Hause ist. Es gibt katholische und lutherische Theologen, anglikanische und orthodoxe, reformierte und baptistische Theologen. Und innerhalb dieser Kirchen gibt es jeweils noch weitere Strömungen.²

Ein Theologe hat es heute nicht leicht, sich zu orientieren. Er muss, ob er an einer Hochschule lehrt oder im praktischen Amt einer Kirche oder Schule steht, auswählen, wem er sich zugehörig weiß, wie und wo er sich nützlich macht. Dafür braucht er Maßstäbe.

Maßstäbe

Für seine Aufgaben in der modernen Welt stehen dem Theologen verschiedene Maßstäbe zur Verfügung.

1 Vgl. W. Theurer CSsR, *Die trinitarische Basis des Ökumenischen Rates der Kirchen*, Bergen-Enkheim 1967; B. Jaspert, *Unitas Christianorum. Das Einheitsverständnis der römisch-katholischen Kirche und des Ökumenischen Rates der Kirchen* (1969), in: ders., *Theologie und Geschichte. Gesammelte Aufsätze*, Bd. 1 (EHS.T 369), Frankfurt a.M. 1989, S. 367-396. – Aus Platzgründen wird im Folgenden meistens nur die männliche statt der männlichen und weiblichen Form genannt.

2 Vgl. H. Krüger u.a. (Hg.), *Ökumene-Lexikon. Kirchen, Religionen, Bewegungen*, Frankfurt a.M. 1987; W. Thönißen u.a. (Hg.), *Lexikon der Ökumene und Konfessionskunde. Mit einem Geleitwort v. W. Kardinal Kasper*, Freiburg i.Br. 2007.

Welchen er wählt, bleibt weitgehend ihm überlassen. Aber einige Hinweise auf diese Maßstäbe sollen hier gegeben werden.

1) Natürlich kann der heutige Theologe die alte Hermeneutik, wie sie Heidegger und vor allem Gadamer entwickelt haben, gebrauchen.³ Aber damit kommt er in einer Welt, die sich gegenüber den Zeiten Heideggers und Gadamers erheblich verändert hat, nicht weit. Er braucht eine *andere Hermeneutik*. Sie muss nicht nur eine andere Christentums-theorie, sie muss auch die Globalität des Lebens zur Grundlage haben.⁴

2) Wie die Politik muss auch die Theologie heutzutage international denken und handeln, und zwar in all ihren Abteilungen und in jeder Hinsicht. Die Digitalisierung und Gleichzeitigkeit des Weltgeschehens machen vor der Theologie nicht halt. Die Menschen setzen vielmehr darauf, dass auch die Theologen sich der *modernen*

Kommunikationsmittel wie Internet und Smartphones bedienen und damit das Geschehen weltweit verfolgen, dass sie dieses Geschehen auf die Theologie und diese auf jenes beziehen und somit zu einem neuen Verständnis von Welt und Mensch kommen, das hauptsächlich weiter und offener ist als das bisherige theologische.

3) Die Bibel, ein Buch aus vielen Büchern und von vielen Generationen von Menschen, gibt zu erkennen, dass es lange gedauert hat, bis der Kanon der biblischen Bücher zusammengestellt war. Auch heute noch gibt es in der Bibel verschiedene Theologien. Sie widersprechen sich zwar nicht in der Grundannahme, dass Jesus Christus der Herr der Christen sei und dass seine Worte und sein Leben die Grundlage des christlichen Glaubens seien. In der Deutung dieser Worte und dieses Lebens gehen sie aber auseinander, wie auch später das Leben und die Worte Jesu Christi unterschiedlich interpretiert wurden.⁵ Das heißt, von Anfang an gab es *unterschiedliche Auffassungen dessen, was christlicher Glaube sei*. Und deshalb hatte Gerhard Ebeling recht, als er bald nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges den Kirchenhistorikern empfahl, die Auslegung der Kirchengeschichte als eine Auslegung der Heiligen Schrift zu betrachten.⁶

3 Für die Kirchengeschichte habe ich das mehrfach gezeigt; vgl. v.a. B. Jaspert, *Hermeneutik der Kirchengeschichte* (1989), in: ders., *Theologie und Geschichte. Gesammelte Aufsätze*, Bd. 1 (EHS.T 369), Frankfurt a.M. 1989, S. 19-77.

4 Vgl. K. Tanner (Hg.), *Christentumstheorie. Geschichtsschreibung und Kulturdeutung*. Trutz Rendtorff zum 24. 01. 2006 (ThKH 9), Leipzig 2008; H. Schulz (Hg.), *Evangelische Theologie. Eine Selbstverständigung in vergleichender Absicht* (Kleine Schriften des Fachbereichs Evangelische Theologie der Goethe-Universität Frankfurt am Main 7), Leipzig 2016; B. Jaspert, *Kirchengeschichte international*, Nordhausen 2019.

5 Vgl. O. Wischmeyer u.a. (Hg.), *Handbuch der Bibelhermeneutiken. Von Origenes bis zur Gegenwart*, Berlin/Boston 2016.

6 Vgl. G. Ebeling, *Kirchengeschich-*

4) Wie für die Kirchenhistoriker kann für alle Theologen *die Bibel* ein Maßstab für ihre Arbeit sein. In ihr wird nämlich sowohl Gott als auch den Menschen der nötige Platz eingeräumt. Allerdings wird Gott als der vorgestellt, der gegenüber den Menschen im Recht ist, als der, der den sündigen Menschen rechtfertigt und durch den Kreuzestod seines Sohnes Jesus Christus mit sich versöhnt. In den Augen der biblischen Schriftsteller ist Gott souverän und der Mensch von ihm abhängig. Das hat der Mensch zwar nicht gerne und hört es auch nicht gerne, aber so schildert es die Bibel, und so haben es die Theologen jahrhundertlang bis heute verkündet.

5) Die *Offenbarung* dieses Gottes ist also einer der Maßstäbe des heutigen Theologe-Seins. Sie erfährt man aus der Bibel; die Katholiken und die Orthodoxen würden sagen: auch aus der Tradition der Kirche. Damit haben sie insofern recht, als Gott auch in der späteren Geschichte nach der Bibel spricht und handelt. Deshalb hatte Ebeling mit seinem Hinweis auf die Auslegungsgeschichte der Heiligen Schrift einen wichtigen Maßstab nicht nur für die Kirchengeschichte, sondern allgemein für die Theologie genannt.

6) In der Zeit der Internationalisierung und Globalisierung des

te als Geschichte der Auslegung der Heiligen Schrift (1947), in: ders., *Wort Gottes und Tradition. Studien zu einer Hermeneutik der Konfessionen* (KiKonf 7), Göttingen 1964 (²1966), S. 9-27.

Lebens müssen auch die *Ökumene* und die *Interreligiosität* ein Maßstab theologischen Denkens, Redens, Schreibens und Handelns sein. Denn wer heute nicht ökumenisch und interreligiös eingestellt ist, passt nicht in diese Welt.

7) Zu diesen Maßstäben gehört auch, dass der Theologe seine *Wissenschaft* so bearbeitet, dass jeder, auch die Atheisten, Humanisten und Säkularen, die meinen, sie bräuchten Gott nicht, sie im allgemeinen Wissenschaftsdiskurs als für die Erkenntnis der Menschheit bedeutend und förderlich ansehen. Dabei kann er auch Hermeneutiken und Methoden gebrauchen, die von außerhalb kommen, etwa von der Philosophie, von der Geschichte, von der Soziologie, von der Psychologie usw. Denn nicht nur mit Hilfe innertheologischer oder innerkirchlicher Hermeneutiken und Methoden hält er der heutigen Wissenschaftsprüfung stand; auch außertheologische und -kirchliche sind ihm erlaubt. Woher er sie nimmt, bleibt ihm überlassen. Er muss sie nur begründen können.

Theologe sein

Wie man Theologe sein kann, wurde im Laufe der Zeit unterschiedlich verstanden und dargestellt. Das Christentum hat von Anfang an Männer und Frauen zu dieser Existenzweise motiviert. Jesus Christus selbst hat niemanden davon ausgeschlossen, ihm nachzufolgen. Trotzdem haben in der Geschichte in den

meisten Kirchen Männer bestimmt, was theologisch gedacht wird und dass die Kirche nur „richtig“ ist, wenn sie von Männern „geführt“ wird. Dass auch Frauen theologisch „richtig“ denken und eine Kirche „führen“ können, kam ihnen trotz entsprechender Beispiele nicht in den Sinn.

Nicht nur in den Kirchen, auch an den Hochschulen wurde die Theorie von der Männerdomäne Theologie lange aufrechterhalten. Erst seit dem 20. Jahrhundert ist sie in einigen Kirchen und Hochschulen hinfällig, genauso wie die Meinung, dass nur Gesunde Theologie studieren, lehren und praktisch in Schule und Kirche ausüben dürften. Und noch immer müssen Frauen und gesundheitlich Eingeschränkte um ihr Theologesein kämpfen.⁷

Wer heute Theologe ist, kann es an vielen Hochschulen und in zahlreichen Kirchen als Mann oder Frau sein. Dazu gehört eine entsprechende Ausbildung, die zumeist an einer international anerkannten Hochschule, in einem Seminar oder in einer Kirche zu erfolgen hat.

Nicht immer findet der Weg des Theologen an einer Hochschule oder in einem Seminar oder in einer Kirche statt. Zuweilen verläuft er auch außerhalb dieser Institutionen, mitten in der Welt. Auf diesem Weg lernen die Theologen Menschen

kennen, die der Kirche und ihrer Theologie gegenüber aufgeschlossen oder kritisch und ablehnend sind. Mit diesen Menschen hat der Theologe umzugehen. Ihre Kritik hat er nicht abzulehnen, sondern sie ernst zu nehmen und von diesen Menschen und ihren Überzeugungen zu lernen. Denn nur, wenn er von ihnen lernt, kann er auch Jesus Christus verstehen, dessen Gedanken und Worte manche Menschen ablehnten, weshalb auch seine Anhänger abgelehnt wurden (vgl. Mt 10,14 par.; Hebr 12,5). Den Ratschlag, den Jesus für solche Fälle gab, kann der heutige Theologe nicht immer befolgen. Vielmehr muss er herausfinden, ob die Ablehnung aus Dummheit, aus Abneigung gegen das Christentum, aus Prinzip und Gewohnheit oder aus einer Augenblickslaune heraus erfolgte. Je nachdem wird er seine Thesen weiter vertreten oder sich abwenden. Dann gilt, was die Zeugen Jehovas, wenn sie an einer Haustür abgewiesen wurden, sich aufschreiben, nämlich dass sie ihren Dienst taten, er aber nicht angenommen wurde.

Die heutigen Theologen haben es also nicht immer leicht, genau wie es ihr Meister, Jesus Christus, in dieser Welt nicht immer leicht hatte. Leichtigkeit für ihre Existenz ist ihnen nie versprochen worden. Im Gegenteil: Die Ablehnung, die ihnen manchmal entgegenschlägt und mit der die Christen im Laufe der Kirchengeschichte immer wieder zu kämp-

⁷ Dafür könnten zahlreiche nationale und internationale Beispiele genannt werden.

fen hatten, musste ihnen klar sein. Denn sie vertreten Ansichten, die die meisten Menschen nicht gerne hören oder erfahren und sich schon gar nicht danach richten wollen.

Wer heute Theologe ist, hat also mit beidem zu rechnen, mit Zustimmung und Ablehnung. Er sollte beizeiten lernen, mit ihnen umzugehen. Welche Praktiken er dabei anwendet, sollte man jedoch ihm überlassen, solange es keine diskriminierenden und menschenverachtenden sind.

Nicht wie Theologen der früheren Zeit⁸ stehen sie mit ihren heutigen Theorien und Thesen auf einem internationalen Prüfstand, wengleich Männer wie Albert Schweitzer, Adolf von Harnack, Ernst Troeltsch, Karl Holl, Rudolf Bultmann, Karl Barth, Paul Tillich, Paul Althaus, Dietrich Bonhoeffer, um nur diese evangelischen Theologen zu nennen, dies zu ihrer Zeit schon ahnten. Die Theologie der heutigen Theologen muss quer durch die Konfessionen, wie ich schon ausführte, Fragen standhalten, die ihren Vorgängern nie gestellt wurden. Betrachtet man die moderne Welt, sind sie meistens berechtigt. Die Antworten auf diese Fragen sollen ja die Menschheit voranbringen. Keineswegs dürfen sie sie beim Vorwärtsgen hemmen.

8 Für das 20. Jh. vgl. z.B. nur Karl Barth. Neuerdings gibt es einige eindrucksvolle Texte von ihm; vgl. M. Freudenberg/G. Plasger (Hg.), *Barth lesen. Zentrale Texte seines Denkens*, Zürich 2019.

Dementsprechend ist Theologie heute immer mit der Zukunft der Menschen verbunden, weniger mit ihrer Vergangenheit, obgleich sie selbst ihren Ursprung in der Vergangenheit hat und die meisten ihrer Fächer sich auf das berufen, was in der Bibel steht. Was die Zukunft bringen wird, weiß niemand; sie ist offen. Und dass auch niemand weiß, ob es die Menschen nach ihrem Tod mit einem lieben und gnädigen oder mit einem sie für ihre Sünden strafenden und also mit einem zürnenden Gott zu tun haben, das haben die heutigen Theologen – vielleicht im Unterschied zu ihren Vorgängern – in Ehrlichkeit zuzugeben. Niemand von den heutigen Theologen, der dies zugibt, darf dafür bestraft werden. Denn Ehrlichkeit ist oberstes Gebot für die Theologen heute. Darin haben Theologie und Kirche heute umzudenken.⁹

Daneben steht die Wahrhaftigkeit. Auch sie ist von den Theologen heute in ihrer Arbeit zu beachten.

Zukunft der heutigen Theologen

Die heutigen Theologen haben nur eine Zukunft, wenn sie beides sind,

9 Vgl. B. Jaspert, *Erneuerung von Theologie und Kirche*, Nordhausen 2016; ders., *Umdenken aus kirchengeschichtlicher Sicht*, Nordhausen 2017; ders., *Notwendiges Umdenken in der Kirchengeschichte*, in: M. Wriedt/R. Zager (Hg.), *Notwendiges Umdenken. Festschrift für Werner Zager zum 60. Geburtstag*, Leipzig 2019, S. 155-163.

ehrlich und wahrhaftig. Dazu werden sie nicht erst auf der Universität, im Seminar oder später erzogen. Schon im Kindesalter müssen ihnen Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit beigebracht werden. Ihre frühe Sozialisation ist also für ihr späteres Verhalten wichtig. Zur Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit der heutigen Theologen gehört, dass sie die vergangene christliche Theologie so betrachten und schildern, wie sie war. Nichts daran dürfen sie beschönigen oder verbrämen. Auch die Geschichte des Christentums muss so dargestellt werden, wie sie war, mit all ihren Höhen und Tiefen.¹⁰

Zur Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit der Theologen gehört auch, dass sie die Menschen so über das Christentum in Vergangenheit und Gegenwart aufklären, wie es in seinen vielen Erscheinungen war und ist. Dass dabei auch in mancher Beziehung Verborgenes, vielen Unbewusstes und Unaufgeklärtes beziehungsweise Verstecktes und Geheimnisvolles ans Licht kommt, ist nicht auszuschließen.¹¹ Die Aufklärungspflicht besteht in allen theologischen Fächern und gehört zu den Grundlagen jeder Wissenschaft. Sie betrifft also die gesamte Theologie. Kein Theologe, welches Fach oder welche Richtung er auch

vertritt, kann sich ihr entziehen. Nur wenn diese Pflicht ausgeübt wird, ist eine kritische Theologie möglich.¹²

Angesichts immer kritischer werdender Menschen und eines zunehmenden Meinungspluralismus¹³ haben die heutigen Theologen eine Zukunft, wenn sie die Aufgaben, die ihnen gestellt sind, ehrlich, wahrhaftig, aufklärerisch, kritisch, ökumenisch, international und interreligiös lösen. Tun sie es nicht, werden sie von den anderen Wissenschaftlern nicht als ebenbürtig angesehen.

Fächer der Theologen heute

Die Fächer der heutigen Theologen sind keine anderen als die der früheren Theologen. Allerdings haben sich ihr Blickwinkel und ihr Aufgabengebiet ausgeweitet. Das ist in allen bisherigen theologischen Gebieten wie alt- und neutestamentliche Theologie, Kirchengeschichte (Historische Theologie), Systematische Theologie, Praktische Theologie, Religionswissenschaft zu spüren. Ökumenizität und Globalität (Internationalität) wie die Interreligiosität und die Interkulturalität, die es früher so nicht gab, kommen zum Tragen.

So müssen sich alle theologischen Fachgebiete fragen lassen, ob sie den Ansprüchen dieser Phänomene genü-

10 Vgl. B. Jaspert, *Höhepunkte der Kirchengeschichte*, Nordhausen 2016; ders., *Skandale der Kirchengeschichte*, Nordhausen 2016.

11 Vgl. H. Wolf, *Krypta. Unterdrückte Traditionen der Kirchengeschichte*, München 2015 u.ö.

12 Für die Kirchengeschichte habe ich das nachzuweisen versucht in meinem Buch: *Kritische Kirchengeschichte*, Nordhausen 2017.

13 Vgl. B. Jaspert, *Kirchengeschichte im pluralistischen Zeitalter*, Nordhausen 2018.

gen oder nicht. Wenn sie es tun, ist es gut. Wenn nicht, sollten sie schnell auf Abhilfe sinnen. Denn nur wenn die heutigen Theologen auf ihren Fachgebieten diesen Ansprüchen gewachsen sind und sie erfüllen, haben sie eine Zukunft – sowohl an den Hochschulen als auch in den Schulen und Kirchen, sowohl national als auch international.

Die Verteilung der theologischen Fächer und die Berücksichtigung der nichttheologischen Elemente sind nur insofern von Bedeutung, als die Theologie heute die oben genannten Kriterien erfüllen muss. In vielen Fällen tut sie das nicht, und die Theologen machen so weiter, wie ihre Vorgänger bisher: lokal, regional, national und international. Dass sie aber um der Wahrhaftigkeit¹⁴ willen verpflichtet wären, sich zu ändern,¹⁵ sehen sie nicht ein. Damit schaden sie aber nicht nur ihrem Fach, sondern auch der Theologie als ganzer. Denn die anderen Wissenschaftler nehmen sie in das Ensemble der Wissenschaften als etwas Ernsthaftes nicht mehr auf.

14 Die Wahrhaftigkeit muss nicht zum Unglauben führen; vgl. W. Zager (Hg.), *Führt Wahrhaftigkeit zum Unglauben? David Friedrich Strauß als Theologe und Philosoph*, Neukirchen-Vluyn 2008.

15 Der Satz von Jodocus van Lodenstein (1620–1677) „*Ecclesia reformata semper reformanda*“ gilt auch für die Theologen. Ihre Äußerungen können nur als gültig angesehen werden, wenn sie sich dem Neuen nicht verschließen und sich entsprechend ändern.

Die Fächer der Theologie sind zwar heute dieselben wie gestern; sie haben sich jedoch inhaltlich nach den Interessen der Menschheit nach mehr Globalität, Ökumenizität und Interreligiosität zu richten. Das dürfen sie aber nicht unkritisch tun, sondern im Gespräch mit anderen Wissenschaften müssen die Theologen heute herausfinden, was Bestand hat und den Menschen für ihre Zukunft nützt. So sind auch die Globalität, die Ökumenizität und die Interreligiosität sowie der Dialog mit den Nichtchristen kritisch nach ihrem Nutzen für die Menschheit zu befragen. Zu dieser Kritik hat die Theologie als Wissenschaft einiges beizutragen.¹⁶ Aber es ist keine Frage, dass sie hier nicht allein fungiert, sondern auch die anderen Wissenschaften ein Wort mitzureden haben.

Die Theologen und die anderen Wissenschaftler

Theologe kann man heute nur sein, wenn man auch die übrigen Wissenschaftler in ihrem Denken und Tun achtet und beachtet. Nicht immer war das Verhältnis der Theologen zu ihnen gut. So lehnten die Theologen zuweilen mehrere Wissenschaften wie etwa die Philosophie, die Geschichte, die Psychologie, die Physik, die Sozial- und Naturwissenschaften usw. ab. Inzwischen haben sie in ver-

16 Für den Bereich der Kirchengeschichte vgl. B. Jaspert (Hg.), *Kirchengeschichte als Wissenschaft*, Münster 2013.

schiedenen Kirchen und Konfessionen eingesehen, dass ihre Zunft in den meisten Fällen damit falsch lag.

Heute, in einer Zeit der Interdisziplinarität, dürfen und können die Theologen die Erkenntnisse nicht-theologischer Wissenschaftler nicht mehr ablehnen. Sie müssen sie vielmehr ernstnehmen und von ihnen lernen. Das führt manchmal zu einer Revision der Anschauungen, zum Beispiel über die Entstehung und die Entwicklung der Welt oder über ihr Ende, über die Rolle, die der Planet Erde im Weltraum spielt.

In jedem Fall brauchen die Theologen in diesem Prozess zum Verstehen Hilfen, wie ich sie oben hinsichtlich der Theologie beschrieben habe. Nicht nur diese Maßstäbe sind förderlich; in allen Kirchen, Konfessionen und Denominationen ist auch eine neue Begegnung zwischen Theologen und Nichttheologen notwendig.

Hobbys

Zu allen Zeiten hatten die Theologen wie die meisten Menschen Hobbys. Darin unterschieden sie sich nicht von den Menschen, die sie umgaben. Und das ist heute noch so. Auch die Art und Weise, sie auszuüben, war und ist bei ihnen keine andere. Man kann aber feststellen, dass die heutigen Theologen teilweise andere Hobbys pflegen als ihre Vorgänger. „Tempora mutantur et nos in illis.“ Dieser lateinische Satz gilt auch für die Theologen. In ihrem Hobbyverhalten gleichen sie sich der jewei-

ligen Zeit an. Deshalb soll es hier nicht im Einzelnen benannt werden. Es ist aber darauf hinzuweisen, dass sich die Theologen heute darin nicht von den anderen Menschen unterscheiden.

Alles in allem

Die Theologen heute sind zwar anders als ihre Vorgänger. Mit ihnen haben sie aber einen Auftrag gemeinsam. Er macht sie wie jene mitten in der Welt zu Fremden. Es ist ihr Auftrag, Gott und sein Heilswerk zu verkünden. Damit ist der Theologe ein seltsamer Vogel, ein „avis rara“, wie die Alten das nannten. Mitten in der Gesellschaft stehen sie außerhalb der Gesellschaft, wo immer und wie immer sie sei.

Heute Theologe zu sein, ist also kein Vergnügen. Wissenschaftlich gesehen, ist es eine Aufgabe, zwischen verschiedenen Ansichten zu vermitteln und eine Wissenschaft zu vertreten, die von den einen hochangesehen ist und von den anderen missachtet wird. Rein menschlich gesehen, ist es eine Aufgabe zwischen Skylla und Charybdis. So muss die Botschaft Jesu Christi den Menschen nahegebracht werden, ob sie es wollen oder nicht. Zwar führt der Prozess diejenigen, die es tun, immer wieder in die Enge. Aber er belohnt sie dann mit der Erfahrung einer Weite. Es ist die Weite des Geistigen und Geistlichen. Sie besteht in der Liberalität der Theologie. □

Dr. Bernd Jaspert war Pfarrer, Akademieleiter und Dozent für Kirchengeschichte an der Universität Marburg.

Noch einmal: Karl Barth

Eine persönliche Erfahrung und Abrechnung // Wolfram Zoller

Karl Barths 50. Todestag (10.12.1968) war für unseren Schriftleiter der Anlass, diesen Theologen in Heft 6/2018 zu würdigen, der so gründlich wie kein anderer die Pfarrerschaft des letzten Jahrhunderts geprägt hat. Bangert hat sein Schriftleiterwort zum Heft mit der Frage überschrieben: „Fluch oder Segen?“ In seinem anschließenden eigenen Beitrag hat er dann vor allem den Segen herausgestellt – zu Recht, denn ohne das Wirken Barths hätte unsere evangelische Kirche in Deutschland kaum überleben können.

Barths Verdienst

Man muss sich ja die damalige Situation klar machen: Bis auf drei (sogenannte „intakt“ gebliebene) Landeskirchen wurden sämtliche andere evangelischen Kirchen von den „Deutschen Christen“ mit ihrer bedingungslosen Zustimmung zu Hitlers national-sozialistischer Rassen-, Blut- und Bodenideologie beherrscht und „gleichgeschaltet“. Und leider war gerade auch der größte Teil der liberal denkenden Kirchenglieder auf diese Linie eingeschwenkt. Wer dabei nicht mitmachte, musste emigrieren (Paul Tillich war der erste Professor im Reich, der 1933 entlassen wurde und in die USA auswanderte!) oder sich in die innere Emigration zurückziehen. Man kann sich heute im Rückblick nur wundern, wie es möglich sein konnte, dass das deutsche

Christentum offenbar seine eigenen Wurzeln derart vergessen oder gar verleugnet hatte, dass eine Politik bejaht wurde, die dem Wesen des christlichen Glaubens fundamental entgegenstand.

Da war es Karl Barth – noch bis zu seiner Entlassung 1938 Theologieprofessor in Bonn –, der unserer deutschen Kirche wieder ihre wahre Bestimmung zum Bewusstsein brachte, nämlich das Evangelium Jesu Christi zu vertreten und der nazistischen Ideologie zu widerstehen. So entstand die Gegenbewegung der „Bekennenden Kirche“, die 1934 das Panier des „Barmer Bekenntnisses“ aufwarf und Pfarrerausbildung im Untergrund organisierte (Dietrich Bonhoeffer!). Und dieser „Bekennenden Kirche“ (zusammen mit den „intakt“ gebliebenen) ist es zu verdanken, dass nach 1945 eine wirklich christliche

evangelische Kirche wieder aufleben und von den Weltkirchen überhaupt akzeptiert werden konnte. Ohne Karl Barths Theologie wäre das nicht möglich gewesen, und das dürfen wir auch als liberale Christen nicht vergessen. Insofern Dank für Kurt Bangerts Gedanken!

Barths Rückfall

Dennoch können bewusst freiheitlich denkende Christen in dieses Loblied nur sehr bedingt einstimmen. Es sind ja Menschen, die sich oft unter schweren Kämpfen gegen ein biblizistisch und evangelikal geprägtes Christentum freigeschwommen haben. Die Wiederentdeckung des biblischen Evangeliums durch Barth führte aber in der kirchlichen Praxis zu einer pauschalen und kritiklosen Akzeptanz der biblischen Texte als unantastbares „Wort Gottes“, was diese freien Christen nur zu sehr an ihre Vergangenheit erinnerte, die sie doch gerade hinter sich gelassen hatten. Dazu kam, dass in Barths Theologie nur die Christusoffenbarung als „Wort Gottes“ zählte und jede menschliche Bemühung um eine echte Gottesbeziehung als gotteslästerliches Werk der Selbsterlösung verdammt wurde. Nein, irgendwelche naturhafte oder menschliche „Anknüpfungspunkte“ für die Gottesbeziehung konnte und durfte es nicht geben, „senkrecht von oben“ schlug die Christusoffenbarung wie ein Blitz ein, machte jeden

Anknüpfungspunkt („Natürliche Theologie“) zunichte und stellte die menschliche Existenz auf eine völlig neue Basis. Damit aber war jegliche liberale Glaubensauffassung als unheilvolles pures Heidentum diskreditiert, wie es doch gerade am Beispiel der Theologie der „Deutschen Christen“ überwunden werden musste!

Keine natürliche Offenbarung?

Das traf mich persönlich in doppelter Hinsicht. Zum einen war ich von Kind auf ein naturverbundener Mensch, der die Natur – etwa einer Blüte – als heiliges Wunder bestaunte. In meiner Jugend wurde dann die Natur für mich ein Zufluchts- und Geborgenheitsort von durchaus religiöser Qualität. Und jetzt sollte die Natur nur noch ein „Handwerksprodukt“ des Schöpfers sein, denn eine religiöse Qualität als „Nebenoffenbarung“ Gottes durfte Natur ja nicht mehr haben? Nein, nicht für mich! Hatte ich doch im Studium in Göttingen in einer Seminararbeit (übrigens gut benotet bei einem renommierten, aber offenen Barthianer!) über Thomas von Aquin geschrieben, und sein Grundsatz erschien mir wie ein Leitmotiv für mich selber: „*Gratia non tollit naturam sed perficit*“ – „Die Gnade hebt die Natur nicht auf, sondern vollendet sie“. Dass das als „katholisch“ galt, störte mich nicht, für mich war es existenzielle Wahrheit. – Und zum ändern ärgerte mich

an der Barth'schen Theologie das parallele Verdikt über alles Religiöse als heidnische Sünde des Versuchs der Selbsterlösung. Schon als Student konnte ich da nicht mitgehen, erst recht nicht, als ich mich später im Schuldienst intensiv mit fremden, vor allem fernöstlichen Religionen beschäftigte und erkannte, welche Schätze von echter Gottese Erfahrung hier für uns verborgen liegen, die kennenzulernen in einer immer globaler werdenden Welt mehr als lohnt.

Kritik an der liberalen Theologie

Es ist hier nicht der Platz, das Berechtigte an Barths Kritik des theologischen Liberalismus vor dem Ersten Weltkrieg zu erörtern und es zu unterscheiden von dem pauschalen Fehlurteil, dem sie dabei erliegt. In diesem Zusammenhang sei nur daran erinnert, dass es den Vätern unseres *Bundes für Freies Christentum* nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reiches“ genau darum ging, ein wahrhaft freies Christentum neu zu beleben, das eben jene Irrtümer des theologischen Liberalismus vermied, die in jene katastrophale Sackgasse geführt hatten, und das dafür das wahre und berechtigte Anliegen einer liberalen Theologie wieder zur Geltung brachte.

Aber nicht nur die oben erwähnten Argumente gegen Barths Verdammung jeder „Natürlichen Theologie“ haben mich von dieser Theologie

Abstand nehmen lassen. Sie waren ja nur die Folge einer ganz grundsätzlichen Antipathie, von der ich am besten ganz persönlich berichte. Mein Elternhaus hat mir über ein gut bürgerlich-kirchliches Christentum hinaus keine weiteren religiösen Impulse vermittelt. Dies geschah erst durch die nach 1945 aufblühende christliche Jugendarbeit. Sie fiel zeitlich genau mit meiner Pubertät zusammen und daher mit meinen Problemen der Identitätssuche eines Vaterlosen (mein Vater war vor meiner Geburt durch einen Unfall ums Leben gekommen), dem auch sein 15 Jahre älterer in Russland 1944 gefallener Bruder genau zu dem Zeitpunkt verloren ging, als er eben meinen Vater hätte ersetzen können. In dieser Jugendarbeit – in der ich aktiv engagiert war – wurde mir in einer Freizeit die Gestalt Jesu so lebendig, dass sie mir quasi den fehlenden Vater ersetzte und mir einen Halt gab, der mich durch alle Probleme und Krisen hindurchtrug. Den evangelikal-pietistischen Rahmen jener Erfahrung nahm ich als selbstverständlich an.

Barth oder Bultmann?

Das änderte sich schlagartig im theologischen Studium, als für mich in der Konfrontation mit der historisch-kritischen Bibelwissenschaft jenes pietistische Glaubensgebäude radikal in Trümmer fiel – nicht freilich meine Erfahrung mit Jesus bzw. mit

Jesu Gott als Einem, der mich mit all meinen Problemen liebend annimmt und mir freien Raum gibt. Freilich brauchte es Zeit, bis ich beides unterscheiden konnte, sodass diese Erfahrung nicht in den Ruin des Dogmengebäudes mit hinein gezogen wurde. Als Tübinger Stifter gab es dann für uns die Möglichkeit, zwei Semester an einer auswärtigen Universität zu studieren. Der Großteil entschied sich für Basel, wo Karl Barth lehrte, ein anderer Teil für Göttingen, wo eine liberalere Atmosphäre herrschte und wo ich bei der Arbeit über den Johannes-Kommentar Rudolf Bultmanns begreifen lernte, wie kritisch-theologische Exegese der Bibel nicht vom Glauben weg, sondern gerade zum Kern des Evangeliums führt. Damit war wieder der Boden gefunden, auf dem sich eine theologische Existenz guten Gewissens aufbauen ließ.

Barths eigentliches Anliegen

Und nun auf diesem Hintergrund die Konfrontation mit der Barth'schen Theologie, damals vor allem des jungen Karl Barth, konzentriert in seinen frühen Aufsätzen und vor allem in seiner Römerbriefauslegung von 1921 (2. Aufl. ff.). Um was es ihm ging, hat der Theologieprofessor Horst G. Pöhlmann in seinem Buch „Gottesdenker“ (1984) in klassischer Kürze zusammengefasst: „Wenn man im ‚Römerbrief‘ nach einer durchgehenden Linie sucht, so ist es

die *Andersartigkeit Gottes*, die Barth [...] entdeckte. Gott ist nicht einfach die Überhöhung und Vertiefung der Welt und des Menschen, wie es im Neuprottestantismus seit der Aufklärung nicht selten der Fall war. Er wird nicht erfahren, wenn der Mensch über sich hinaussteigt oder in sich hinabsteigt. Barth kämpft im ‚Römerbrief‘ mit aller Leidenschaft gegen diesen Höhen- und Tiefenschwindel. Mit wenigen Schnitten wird der Kern des *biblischen* Gottesglaubens freigelegt. Gott ist nicht Gott, wäre er nicht der ganz Andere, Fremde, Unbegreifliche, sondern nur die Verlängerung der Welt. Denn nur wenn der Mensch vor ihm bis ins Tiefste seiner Existenz erschrickt, erfährt er Gottes Liebe als das unerwartete Wunder, das sie ist. Im Neuprottestantismus schien das Entsetzliche vertraut geworden zu sein. Doch eine Gnade, die nicht durchs Gericht hindurch ergeht, ist ernersthafte.“ (S. 33 f.) „Barth bekennt sich ausdrücklich zu dem reformierten Grundsatz ‚Das Endliche ist nicht aufnahmefähig für das Unendliche‘ – ‚Finitum non capax infiniti‘. Jede ‚analogia entis‘, jede Ähnlichkeit des Seins Gottes mit dem Sein des Menschen ist – ähnlich wie beim späten Barth – ausgeschlossen. Gott steht ‚in unendlichem, qualitativen Unterschied‘ dem Menschen gegenüber, ‚nie und nimmer identisch mit dem, was wir Gott nennen, als Gott erleben, ahnen, anbeten.‘“ (S. 35, Zitate aus Barths *Römerbrief*, S. 193 u. 315)

Mein Widerstand

Das alles ist auch für liberale Theologen bei aller Zurückhaltung bedenkenswert (was hier jetzt nicht weiter ausgeführt werden kann). Was mich persönlich aber an solcher Art Theologie abgestoßen hat, erklärt sich aus dem pietistischen Teil meiner Vita, hatte ich doch Gottes gebietende Autorität so ernst genommen, dass zum einen tiefe unnötige Schuldgefühle die Folge waren, wenn man „gefehlt“ hatte, zum andern, dass das Leben auf ungesunde Weise erheblich eingeengt war (so nahm ich z.B. am Tanzkurs meiner Klasse nicht teil, weil mir das als „Sünde“ galt!). Als aber dieses pietistische Vorstellungsgebäude im Studium krachend zusammenfiel (mit Ausnahme des oben genannten Kerns des Evangeliums), da hatte ich mir geschworen, *nie wieder einer Theologie zuzustimmen, in der Gottes absolute Autorität immer nur fraglos behauptet wird*. Da konnte doch jedermann daherkommen und mit göttlicher Absolutheit Menschen in ihre Abhängigkeit bringen, wie es die Religionsgeschichte zur Genüge belegt, – erinnern wir uns nur an jene Sekte, deren Mitglieder kollektiv Selbstmord verübten, um – wie ihr „Offenbarer“ lehrte – unmittelbar in Gottes Reich einzugehen! Nein, es gibt keinen Unfug, der nicht religiös verbrämt und als letztgültige Offenbarung verkauft werden könnte! Das hatte ich auf meine Weise leidvoll erfahren und wollte

das kein zweites Mal. Gewiss, religiöse Wahrheit ist zwar immer „nur“ eine Glaubenssache, für die es keinen stringenten Beweis geben kann. Aber sie bedarf sehr wohl eines Kriteriums für ihre Plausibilität!

Was aber ist dieses Kriterium, was unterscheidet „wahre Offenbarung“ von bloßer Scharlatanerei? Gewiss nicht die Behauptung, sie sei als Wunder „senkrecht von oben“ geschehen (*Römerbriefkommentar*, S. 77)! Schon die Behauptung des radikal anderen Gottes, der nichts mit uns Menschen gemein hat, ist ein Widerspruch in sich selber, wenn man dann als göttliche Offenbarung doch wieder etwas zutiefst Menschliches von Gott behauptet, nämlich seinen Zorn und seine Liebe! Dann diene diese ganze unendliche Verabsolutierung des Göttlichen nur dazu, die gelehrte und verkündigte „Offenbarung“ mit solch einer Wucht auszustatten, dass es ihr gegenüber kein Ausweichen mehr geben konnte: „Vogel, friss oder stirb!“ Nein, das war nicht mehr meine Art, aber vor allem: Es war erst recht nicht die Art Jesu!

Gelebte Offenbarung

Ich erinnerte mich, wie *ich* jenen Impuls erfahren hatte, der mein Leben entscheidend geprägt hat: In einer Freizeit legte der pietistische Leiter Bibeltexte ansprechend für uns Jungen aus, und dabei traf mich die Geschichte von Petri Fischzug (Lk 5,1-

11) wie ein Blitz: Dieser Petrus war gewiss kein Musterexemplar (was er ja in der Geschichte selber bekennt: „Herr, gehe weg von mir, ich bin ein sündiger Mensch“), aber das berührte Jesus nicht im mindesten: „Fahre hinaus auf die Höhe [des Sees Genesareth], dass ihr einen Fang tut!“, und nachher: „Fürchte dich nicht! Denn von nun an wirst du Menschen fangen!“ Da war also jemand, der im Namen Gottes nicht nach Sünde oder Schuldbewusstsein fragt, sondern Petrus in seinen Dienst ruft und mit einer Aufgabe betraut. Also keine Barthsche Dialektik: Niederschlagung des Menschen zu einem Nichts, damit ihn dann Gott in seiner Gnade neu ins Sein rufen kann! Nein, erst *hinterher*, nämlich an Jesu Güte, wird Petrus seine Unzulänglichkeit bewusst! Und da war auch keine fromme Mahnung: „Tu das *im Namen Gottes!*“, sondern Jesus setzte schlicht nur auf Vertrauen: Wage es, probiere es, vertrau' mir als einem, der Gott kennt!

Das ist Offenbarung! Keine behauptete, sondern gelebte! Und so war auch Jesu ganzes Wirken ausgeprägt: Nicht mit dem Gericht argumentierte er wie der Täufer, sondern mit Gleichnissen und Taten, die für sich selber die göttliche Liebe aussprachen. Gewiss, er konnte Menschen in der Selbstsicherheit ihrer Gesetzlichkeit brutal vor die Alternative „Leben oder Tod“ stellen, weil nur in der Liebe wahres Leben gegeben ist. Aber nirgends findet sich

bei ihm jenes Drängerische, das sich selbst mit Absolutheit in Szene setzt (spätere Übermalungen der Evangelien ausgenommen). Sein Reden und Tun sprach für sich selber und rief gerade so in seine Nachfolge, wie ich an mir selber erfahren hatte. Und dieses Evangelium von Gottes immer zuvorkommender Liebe ließ mich auch alle theologischen wie existenziellen Krisen bestehen und trägt mich bis heute. Das ist zwar eine reine Glaubenssache, die aber einer vernünftigen Prüfung standhält. Das Kriterium für die Wahrheit der Offenbarung war für mich daher meine eigene Existenz, konkret gesagt: jene freisetzende Menschendienlichkeit, die ich am eigenen Leib erfahren hatte.

Der Gott Jesu ist ein anderer

Gewiss, Gott lässt sich in seiner Liebe immer wieder überraschend anders erfahren, denn er ist immer größer als unser vernünftiges Denken und Wollen. Aber – jedenfalls bei Jesus – Gott ist nie jenes Schrecken erregende Ungeheuer des „ganz Anderen“, vor dem es nur zu kuschen und demütig auf Gnade zu hoffen gilt. Barths Furor für diesen Gott entstammt nicht dem Neuen, sondern dem Alten Testament – gemäß der Gleichwertigkeit der beiden Testamente für die reformierte Theologie (Calvin!). Aber Jesu Gottesauffassung war in der Tat „ganz anders“, nämlich die des „Vaters“, des liebenden Gottes, wie er ihn in seiner

Transzendenzerfahrung kennengelernt hatte (davon habe ich andernorts berichtet). Diesem liebendem Gott versuchen wir in unserem *Freien Christentum* nachzuspüren und nachzuleben, und das eben jenseits von Einengungen wie im Barth'schen Ansatz.

Segen oder Fluch?

Bin ich in dieser persönlichen „Abrechnung“ Karl Barth, diesem bedeutenden Theologen, gerecht geworden? Gewiss nicht im Ganzen, denn ich bin Theologe genug, um die flexible Größe dieses Meisters ermessen zu können, nicht nur in seinem gigantischen Turmbau der vielbändigen (und dennoch unvollendeten) *Kirchlichen Dogmatik* oder in seiner Vorordnung des Evangeliums vor dem Gesetz und vor allem in seinen wahrhaft evangeliumsgemäßen Predigten vor Straffälligen im Baseler Gefängnis. Aber sein Ansatz hat mich aufgrund meiner eigenen Vita eben derart abgestoßen, dass ich seitdem meine eigenen theologischen Wege über Rudolf Bultmann, Paul Tillich und meine USA-Erfahrungen zu gehen genötigt war. Ein „Fluch“, nein, das war Karl Barth für mich allerdings nicht, wie es die Überschrift über den Schriftleiterbeitrag Kurt Bangerts nahelegen könnte. Aber ein „Segen“ war Barths Theologie für mich noch viel weniger, im Gegenteil: Sie war für mich ein dauernder Anlass, dezidiert

„Nein“ sagen zu müssen! Den Segen, den fand ich anderswo. Und daher: Solch eine persönliche kritische Stimme, wie sie soeben laut geworden ist, muss gerade in unserem *Freien Christentum* neben aller Anerkennung zum Gedenkjahr ebenso deutlich zu Wort kommen. □

Buchbesprechungen

✦ Streit um die Freiheit

Klaus von Stosch, Saskia Wendel, Martin Breul u. Aaron Langenfeld (Hg.), *Streit um die Freiheit. Philosophische und theologische Perspektiven*, Schöningh: Paderborn 2019, 535 Seiten (ISBN 978-3-506-79216-7), geb., 98 Euro.

Der philosophisch-theologische Streit um die menschliche (weniger um die göttliche) Freiheit ist so alt wie immer wieder neu. Kürzlich wurde er vor allem befeuert durch einige neurophysiologische Untersuchungen, die die menschliche Freiheit mindestens stark bezweifeln, um nicht zu sagen verneinen zu müssen meinten. Demgegenüber wird in der (vornehmlich analytischen) Philosophie der Gegenwart mit meist überaus subtilen Überlegungen versucht, vor allem das Grundproblem des Verhältnisses von Determinismus und Freiheit zu lö-

sen. Dabei stehen sich grundsätzlich Positionen gegenüber, die beide für unvereinbar (inkompatibel) oder in gewisser Weise für dennoch vereinbar (kompatibel) halten. Während erstere entweder den Determinismus *oder* die menschliche Freiheit bejahen, versuchen letztere in teils hoch differenzierter Weise beide aufrecht zu erhalten. Dabei sind nicht zuletzt die verwendeten Grundbegriffe (Willensfreiheit, Handlungsfreiheit, Determinismus, Indeterminismus) strittig.

Ich skizziere dies einleitend, um wenigstens in etwa wichtige Probleme anzudeuten, um die es in dem vorliegenden umfangreichen Band geht. Er dokumentiert die Ergebnisse zweier Fachtagungen, „die im Rahmen des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Forschungsprojekts *Freiheit als theologische Schlüsselkategorie*“ stattfanden (S. IX). Der Band enthält insgesamt 24 Beiträge (davon fünf englischsprachig) und gliedert sich in zwei Hauptteile: einen philosophischen (S. 5-190) und einen weitaus umfangreicheren theologischen (S. 195-514, dazu S. 515-523 = Rück- und Ausblick). Dabei ist der größere Umfang des theologischen Teils zum einen natürlich dem Ziel des genannten Forschungsprojektes geschuldet, zum anderen aber ist er auch darauf zurückzuführen, dass neben vier Beiträgen grundlegender Art weitere neun Beiträge zu drei „Bewährungsfeldern“ zu finden sind (Glaube und Zweifel, Freiheit Gottes und des Menschen, Befreiung und Kirche).

Da ich hier auch nicht annähernd auf die Vielzahl der Beiträge eingehen kann, will ich stattdessen zwei besonders interessante Beiträge hervorheben, und zwar einen aus dem philosophischen, den anderen aus dem theologischen Teil. Godehard Brüntrup *zunächst*, Professor an der Hochschule für Philosophie München, plädiert unter dem Titel *Der Ort der Freiheit in der Natur* (S. 125-145) für eine menschliche Freiheit, die in der Natur fundiert ist. Die Menschen haben hiernach also keine Ausnahmestellung, sondern fügen sich organisch in das Gesamt der Natur ein. „Das Zentrum dieses alternativen Naturverständnisses ist der Panpsychismus, also die Auffassung, dass das Mentale eine fundamentale und nicht eine abgeleitete Grundbestimmung der Natur ist.“ (S. 125 f.) Diese von der Prozessphilosophie Alfred North Whiteheads inspirierte Sicht begreift dabei die „Auswahl unter echten Alternativen, also eine offene Zukunft“, als konstitutiv für die Freiheit (S. 127) und optiert daher für den „Libertarismus“, der behauptet, „dass es Freiheit nur in einer indeterministischen Welt geben kann“ (S. 128). Wichtig ist nun für Brüntrup, wie gesagt, die menschliche Freiheit gleichsam in der Natur zu verorten, sie „aus dem Wesen der Materie selbst“ verständlich zu machen (S. 130). Der Ausdruck Panpsychismus bezeichnet die entsprechende Position. Er bedeutet freilich nicht, „dass alles geistig ist, sondern dass alle Entitäten zumindest einen geistigen Aspekt, vielleicht sogar eine geistige intrinsische Natur ha-

ben“ (S. 131). Um Brüntrups Ansatz abschließend nochmals durch seinen Bezug zur Metaphysik und Naturphilosophie Whiteheads, die dieser in seinem Hauptwerk *Process and Reality* entwickelt hatte, zu verdeutlichen: Danach verfügt jedes natürliche Ereignis „sowohl über einen physischen wie auch einen mentalen Pol. Während der physische Pol die Aktivitäten früherer Ereignisse registriert und damit eine passive kausale Bestimmung aufnimmt, gibt es beim mentalen Pol ein Sich-Öffnen für noch nicht realisierte Möglichkeiten“ (S. 144). Und: „Der Mensch mit seinem Freiheitsbewusstsein und seiner Fähigkeit rational Gründe abzuwägen ist für uns das eminente Beispiel einer auf allen Ebenen abgestuft kreativ handelnden Natur.“ (S. 145)

Saskia Wendel *sodann*, Professorin für Systematische Theologie an der Universität Köln, versucht unter dem Titel *Göttliche Offenbarung und menschliche Freiheit – (wie) geht das zusammen?* (S. 225-251) eben dieses Zusammengehen zu erweisen. Bei ihrer Verteidigung menschlicher Freiheit will sie sich vor allem „auf das Offenbarungsverständnis konzentrieren, denn auch dieses setzt eine Verhältnisbestimmung von göttlicher und menschlicher Freiheit voraus“ (S. 227). Dieses Verhältnis von göttlicher und menschlicher Freiheit muss Raum für die Letztere lassen. Denn „Freiheit wird nicht vollkommener dadurch, dass sie sich in ihrem Wollen in eine je größere Abhängigkeit von Gott begibt, sondern sie ist und bleibt in ihren Ent-

scheidungen kontingent, andernfalls wäre sie kein Anderskönnen“ (S. 235). Freilich ist Freiheit für Wendel mehr als Anderskönnen; sie ist ein „Prinzip bewussten Daseins in dessen gesamtem Existenzvollzug“ (S. 243). Sie bedeutet vor allem „das Vermögen des Anfangen-Könnens, des Neubeginnens, und damit einer grundlegenden Kreativität und Spontaneität, die dem bewussten Dasein zukommt“ (S. 244). Dem entspricht schließlich ein Verständnis von Offenbarung, das diese nicht wie einst üblich als übernatürliche Enthüllung eines ansonsten verborgenen Wissens versteht, vielmehr als Sich-Zeigen, als Erscheinen Gottes, das eben im Vollzug menschlicher Freiheit geschieht (vgl. S. 249 f.).

Wie in der philosophischen Diskussion, in der ein sog. harter Determinismus, der Freiheit strikt verneint, selten vertreten wird, wird auch im vorliegenden Band versucht, in irgendeiner Weise für menschliche Freiheit zu plädieren. Dabei bietet der Band zwar keinen Querschnitt der Diskussion, aber doch vielfältige Ansätze von Freiheitsoptionen. Dass es in der weiteren Diskussion nicht zuletzt wichtig ist, den Freiheitsbegriff „transdisziplinär“ zu klären, betonen die Mitherausgeber Breul und Langenfeld in ihrem Rückblick zu Recht. Ebenso wichtig dürfte es darüber hinaus sein, die weitere Freiheitsdebatte nicht nur in philosophischer und christlich-theologischer, sondern auch in interreligiöser Perspektive zu führen. □

Dr. habil. Wolfgang Pfüller

❖ Dem Heiligen nachspüren

Werner Zager (Hg.), *Was ist (uns) heilig? Perspektiven protestantischer Frömmigkeit*, Evangelische Verlagsanstalt: Leipzig 2019, 161 Seiten (ISBN 978-3-3740617-2-3), kart., 24 Euro.

Am 25. September 1869 wurde Rudolf Otto geboren, der Theologe, der vor allem mit seinem religionswissenschaftlichen Bestseller *Das Heilige* bekannt wurde, der 1917 erschien, vor gut 100 Jahren. In diesem Monat feiern wir Ottos 150. Geburtstag. Das war auch der Anlass für den *Bund für Freies Christentum*, die letztjährige Jahrestagung „dem Heiligen“ zu widmen, die im Oktober in der Evangelischen Akademie Bad Boll stattfand. Daraus entstand ein Tagungsband, der – wie die Tagung selbst – den Titel trägt: *Was ist (uns) heilig?*, herausgegeben von Werner Zager, Präsident des *Bundes*.

Mit Rudolf Ottos Klassiker *Das Heilige* befasst sich gleich der erste Beitrag von Wolfgang Pfüller, der drei Teile hat: (1) Ein merkwürdiges Buch, (2) ein fragwürdiges Buch und (3) ein denkwürdiges Buch. Pfüller spricht über Ottos essayistische Darstellung und den unsystematischen Aufbau. Thematisiert werden auch die eigenwillige Fachsprache mit ihren Neologismen, die sich durch die Eigenheit der religiösen Phänomene erklären lassen. Zurecht weist der Autor darauf hin, dass Otto ein weit gereister Theologe war, der sich mit asiatischer und mystischer Frömmigkeit ebenso aus-

kannte wie mit Religionswissenschaft und Religionsphilosophie. Aber Ottos Motivation war weniger von seinem religionskundlichen als vielmehr von seinem theologischen Interesse geprägt. Für Otto wurzelt Religion im Innersten des Menschen, im Erleben. Erleben ist tiefer als Gefühl, Verstand oder Vorstellung. „Es ist eine Art von Tiefenerfahrnis.“ (S. 21) Das Erleben des Heiligen ist unvermittelt, unmittelbar und unableitbar und hat zu tun mit dem Irrationalen, dem Unbegreiflichen, dem Ursprünglichen, dem *Numinosen*, einem Kunstausdruck, eigens von Otto geschaffen. Es ist die Begegnung mit einer Macht, die Erschauern und Ergriffensein hervorruft und in den tiefsten Schichten des Menschen wurzelt. Allerdings weist Pfüller darauf hin, dass vieles davon immer wieder bestritten wurde, sodass sich die Frage ergibt, „ob es überhaupt eine unmittelbare Gotteserkenntnis geben kann“ (S. 26). Auch der individuelle Charakter dieses Erlebens sei infrage gestellt worden, wächst doch ein Individuum „in die Religionsgemeinschaft hinein wie in die Sprachgemeinschaft“ (S. 27). Auch die bei Otto beabsichtigte Ausgewogenheit zwischen dem Rationalen und dem Irrationalen sei bestritten worden. Trotz mancher Kritik sei *Das Heilige* nach Pfüller aber ein „denkwürdiges Buch“, ein grandioser Wurf und in Vielem wegweisend. Pfüller geht noch näher auf das Verhältnis zwischen Erlebnis und Gefühlen ein. Beides sei irrational, dennoch hätte das Gefühl auch nach Otto eine kognitiv-rationale Dimension. Daraus

leitet Pfüller diese Einsicht ab: „Als gewöhnliches, grundlegendes religiöses Gefühl kann das Grundvertrauen auf eine göttliche Wirklichkeit verstanden werden, die wie immer sonst, aber jedenfalls als Heilmacht verstanden werden kann, ja muss.“ (S. 41) In diesem Satz verbirgt sich Pfüllers Gottesverständnis. Positiv greift er auf, was Otto für den interreligiösen Dialog geleistet habe. „Denn interreligiöse Theologie dürfte die Theologie der Zukunft sein“, so Pfüller (ebd.) „So bleibt Rudolf Ottos Hauptwerk alles in allem nicht nur historisch betrachtet ein großer Wurf, sondern vermittelt bis heute nachhaltige Impulse für die grundlegende Rolle der Gefühle in der Religion, für eine heute und künftig eminent wichtige interreligiöse Theologie und für die in dieser Theologie überaus bedeutsame Frage nach entsprechenden interreligiösen Kriterien, anhand derer die vielfältigen religiösen Geltungsansprüche eine begründete Bewertung erfahren können.“ (S. 45)

Jörg Lauster, Professor für Systematische Theologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität München, befasst sich in seinem Beitrag „Religion als Erfahrung des Heiligen“ vor allem mit dem Religionsbegriff bei Otto. Religion gründet Otto zufolge in etwas, was außerhalb des menschlichen Bewusstseins liege und doch nur innerhalb der Ausdrucksformen des menschlichen Bewusstseins beschrieben werden kann. Insofern hat das Heilige bei Otto eine objektive und subjektive Seite, einen objektiven Verursachungsgrund und ein subjek-

tives Erlebnis. Dabei knüpft Otto an Schleiermacher ebenso an wie an die historische Religionsforschung des 19. Jahrhunderts. Auch der Erlanger Systematiker Franz Hermann Reinhold von Frank mit seiner Erfahrungstheologie dürfte Otto beeinflusst haben. Otto ließ sich auch von der liberalen Theologie beeindrucken (etwa Wilhelm Bousset und Albrecht Ritschl), ohne ihr jedoch mit Haut und Haar zu verfallen. Sein Buch *Das Heilige* unterzog Otto immer wieder massiven Überarbeitungen. Ein Schlüsselbegriff ist das Kunstwort des „*Numinosen*“, ein Sammelbegriff für das religiöse Erleben im Bewusstsein des Menschen. „Religion ist eine menschliche Verarbeitungsform von Erlebniskonstellationen, die der Mensch als numinos oder heilig interpretiert.“ (S. 50) Religion ist ihrem Wesen nach Erfahrung. Lausters Beitrag ist von drei Fragen bestimmt: Was ruft erstens die religiöse Erfahrung hervor? Wie gelangt sie zweitens zum Ausdruck? Und was lässt sich drittens anhand der Artikulationsformen über den Inhalt der religiösen Erfahrung sagen? „Im religiösen Erleben erfährt sich das Subjekt von außerhalb seiner selbst ergriffen.“ (S. 51) Dieses Verursachungsverhältnis lässt sich kritisieren, nicht nur seitens der traditionellen Theologie, die hier eine Auflösung des Gottesbegriffes vermutet, aber auch seitens einer Subjektivitätstheorie, die den Verdacht hegt, Otto schleppe noch alten metaphysischen Ballast mit. Trotz dieser offensichtlichen Schwächen leistet Otto viel, wäre doch mit der Preisgabe des numinosen Objekts

– was immer dieses sei – das Eigentliche der Religion verspielt (S. 52). Otto sagt nicht, was das Heilige ist, sondern nur, wie das Heilige beim Menschen ankommt. Das Erleben drängt nach Ausdruck. In diesem Erleben ahnt das Bewusstsein eine höhere Dimension der Wirklichkeit. Aus der Ahnung folgt die begriffliche Rationalisierung, die notwendigerweise eine „Abkühlung“ des Numinosen bedeutet, wodurch der religiöse Schauer ‚wohltemperiert‘ wird und dadurch erst mitteilbar. Von dort her kann dieses Erleben in institutionelle und kulturelle Riten und Kulte übertragen werden. Was aber ist der Inhalt des Erlebnisses? Es ist die Erfahrung des Mysteriums des ‚Ganz Anderen‘. Damit wendet sich Otto gegen naturalistische Theorien und gegen die Reduktion von Religion auf Moral und Sitte. „Religion ist ein komplexer Bewusstseinsvorgang, der sich im eigenen Erleben von einer als transzendent interpretierten Dimension der Wirklichkeit hervorgerufen weiß.“ (S. 58)

Im nächsten Beitrag befasst sich Werner Zager, Präsident des *Bundes für Freies Christentum*, mit der „Unterscheidung von *heilig* und *profan* im Alten Testament und deren Aufhebung im frühen Christentum“. Das Heilige sei der Gegensatz der Profanität. Es stehe zunächst für die übernatürliche Welt. Mit den „Heiligen“ waren die Götter gemeint, und später – im Zuge des Monotheismus – nur noch die Engel. Der in seinem himmlischen Heiligtum thronende Gott wird mit „heilig, heilig, heilig“ angebetet. Das Heilige hat auch mit dem gottesdienst-

lichen Ritus im Jerusalemer Tempel, dem „Heiligtum“, zu tun. Das Heilige steht aber auch für den Gegensatz von rein und unrein, und darüber hinaus hat „Heiligkeit“ auch eine ethisch-moralische Komponente. „Ihr sollt heilig sein, denn ich, euer Gott, bin heilig.“ Die Priester werden für ihren Dienst „geheiligt“, also geweiht. Der Hohepriester sollte aufgrund seiner herausragenden Stellung noch heiliger als die Priester sein. Es gibt heilige Orte und heilige Zeiten. Moses auf dem Berg Gottes steht auf „heiligem Boden“. Die Stiftshütte und der Tempel sind heilig, weil sie der Wohnort Gottes sind. Zion, der Hügel in Jerusalem, ist ein heiliger Berg. Auch der Sabbat, der sowohl schöpfungstheologisch (Ex 20) als auch heilsgeschichtlich (Dtn 5) begründet wird, ist heilig und heilig zu halten. Israel ist ein heiliges Volk, das sich vor allem durch das göttliche Gesetz, die Sabbatobservanz und die Beschneidung von anderen Völkern unterscheidet und abgrenzt. Kurz ging Zager auch auf die Unterscheidung zwischen dem Heiligen und Hochheiligen (auch Allerheiligsten) ein. So unterteilt sich der Tempel in das Heilige und das Allerheiligste. In Letzterem befand sich die als besonders heilig erachtete Bundeslade. Das Heilige kann auch „entheiligt“, d.h. entweiht werden, etwa wenn der Seleukidenherrscher Antiochus IV. Epiphanes den Tempel in Jerusalem zu einer Kultstätte des Zeus umwidmet. Zager befasste sich dann mit dem Heiligen im Neuen Testament. Dort verliert es viel von seiner Bedeutung, obwohl es weiterhin ein wichtiges Element christ-

licher Theologie bleibt, etwa wenn Christen von der „Heiligen Schrift“ sprechen oder von Jesus als dem „Heiligen Gottes“ und von den Jüngern als den „heiligen Aposteln“. Allerdings gibt es einen wichtigen Wandel: Das Heilige wird nicht länger mit dem Tempel in Jerusalem verbunden, vielmehr kann Gott überall angebetet werden. Und die „Heiligung“ wird zu einem ethischen Begriff, mit dem moralisches Verhalten, die Ehrfurcht vor Gott und das Darbringen geistiger Opfergaben transportiert wird. An die Stelle des Opferkultes tritt die Erfahrung des „Heiligen Geistes“. An die Stelle der Dichotomie von Priestern und Laien tritt das allgemeine Priestertum der Gläubigen. Im Grunde wird damit auch die grundsätzliche Unterscheidung zwischen heilig und profan aufgehoben. Zager endete mit dem Satz: „Für Christen darf nichts sakrosankt, d.h. unhinterfragbar, sein. Gerade wenn wir Gott ernst nehmen, muss es erlaubt sein, über ihn eigenständig nachzudenken. In dieser Zeit und Welt dürften uns die Fragen und Zweifel nicht ausgehen.“

Michael Großmann beschäftigt sich in seinem Beitrag mit dem Thema „Vom ‚heiligen Jenseits‘ zum ‚heiligen Diesseits‘“ und der damit verbundenen Frage, was Menschen heute heilig ist. Zunächst thematisiert er, was unter „heute“ gemeint sei, und erinnert an die Umwälzungen der Neuzeit für das Denken des heutigen Menschen, der sich zuweilen – wie Blaise Pascal – frage, warum er hier und heute und nicht woanders und zu einer anderen Zeit lebe. In dieser Frage komme die Zerris-

senheit und Nichtigkeit des Menschen ebenso zum Ausdruck wie seine Zentralität als Mittelpunkt der Welt (seiner Welt). Neben dem fragwürdigen „Heute“ steht auch das fragwürdige „Heilige“. Können wir das Heilige überhaupt noch erfahren? Widerfährt es uns oder gestalten wir unsere Welt selbst? Das „Heilige“ zu erleben, dürfte immer weniger Menschen gegeben sein. Das „Übermächtige“ erfahren wir nicht als Nichtigkeit unserer selbst, sondern als das, was unserem Handeln im Weg steht. Wir nehmen unser Leben selbst in die Hand und scheinen in einer Zeit eitler Selbstbespiegelung zu leben. „Religiöse Erfahrung muss heute aus einer Vielfalt von Angeboten herausragen, wenn sie eine Chance haben will, als Muster der Sinnggebung angenommen zu werden.“ (S. 91) Ein Leben ohne Religion ist vielen Menschen inzwischen selbstverständlich geworden. Aber Vorsicht: Wir dürfen die Verhältnisse in Deutschland nicht auf den Rest der Welt übertragen. In China gehen mittlerweile mehr Menschen in den Gottesdienst als in ganz Westeuropa. Das, was wir einst „Volksfrömmigkeit“ nannten, sei nur noch ein Ideal vergangener Tage. Ist dem Menschen überhaupt noch etwas heilig? Und: ist der Mensch noch heilig? Gibt es für uns noch Absolutes, absolut Essenzielles? Und selbst wer das Numinose, das Heilige erlebt, muss nicht notwendigerweise von dort auf einen persönlichen Gott schließen. Und dann beschreibt Großmann viele Beispiele, wie Menschen heute das „Heilige“ erleben: Jugendliche nennen drei Dinge, die ihnen heilig

sind: Familie, Freunde und das Handy. Anderen ist der Fußball heilig. Er wird auf einem „heiligen“ Rasen zelebriert – mit Ritualen und einem als *mysterium tremendum et fascinans* anmutenden kollektiven „Erlebnis“, das uns zum Pokal führen soll, einem liturgisch anmutenden Kelch. Kommt es nicht zum Erfolg, erleben wir die Niederlage als „shock and awe“. Fußball als Pseudo-religion? Oder ist es doch eher das Geld, das zur Ersatzreligion wurde, die uns heilig ist? Geld und Hostie haben ja dieselbe Form. Ist Geld nur eine Veralltäglichsung der Eucharistie, für die wir dankbar sein müssen? Die monetäre Transsubstantiation des religiösen Faszinosums? Wir sind fasziniert und dann auch wieder ausgeliefert, wenn wir die Börsenkurse steigen und fallen sehen. Wie rational oder irrational sind unsere heutigen Heiligtümer? So ganz irrational, meint Großmann, sei weder das Heilige noch das Religiöse, weshalb er vom Heiligen lieber als einem proto-rationalen, metarationalen oder trans-rationalen als von einem irrationalen Phänomen reden würde. Vielleicht erleben wir das Heilige am besten in dem, was uns als Geheimnis verborgen bleibt. Schließlich sind es heute nur noch Kinder, welche die Engel sehen können, die uns umgeben.

„Die Erfahrung des Heiligen und die Ästhetik des Films“ ist der Titel des Beitrags von Hans-Ulrich Gehring, Studienleiter der Akademie Bad Boll, in der die Jahrestagung des Bundes stattfand. Am Beispiel von vier Science-Fiction-Filmen beleuchtet er das Phänomen des Heiligen in seinen

unterschiedlichen Formen (heilige Orte, heilige Zeiten, heilige Personen). Das Kino eignet sich offenbar gut, um nicht nur den Konflikt zwischen dem Guten und Bösen, sondern auch zwischen dem Heiligen und dem Profanen bildlich, symbolisch und narrativ darzustellen. Schon das Kino selbst wird als eine Art Heiligtum („Lichtspieltempel“) erlebt, entspricht es doch mit seinem Foyer und dem eigentlichen Kinoraum gewissermaßen dem Tempeldienst. Andächtig lauschen und betrachten die frommen Kinogänger das Schauspiel auf der allerheiligsten Leinwand, die ihnen eine transzendente (weil nicht reale) Wirklichkeit zugänglich macht. Das Kino als Sinnmaschine? Erfahrung des Heiligen im medialen Setting? Epiphanien im Wechselspiel von Licht und Dunkel? Und was wird erlebt? Erschreckendes, Wundersames, Aufwühlendes, Berührendes: *mysterium tremendum et fascinans*. Gehring geht dann beispielhaft auf die Filme „Stalker“ (1979), „Avatar“ (2009), „Melancholie“ (2011) und „Arrival“ (2016) ein. Nach Jörg Herrmann will das Mainstream-Kino seine Zuschauerinnen und Zuschauer nicht mehr in erster Linie durch schlüssige Narrationen, sondern durch „die Präsentation des noch nie Gesehenen, des Überraschenden und Faszinierenden“ gewinnen (S. 128). Aber vielleicht ist das Heilige und das Göttliche gerade nicht in den bombastischen Erlebnissen eines Ehrfurcht einflößenden Donnergrollens zu erleben, sondern – wie bei Elia am Berg Horeb – im sanften Säuseln einer Stille, in welcher der

Mensch ganz zu sich selbst kommt.

Der letzte Beitrag stammt aus der Feder von Andreas Rössler, der zum Thema „Die Heiligkeit Gottes und die Heiligkeit des Lebens. Perspektiven liberaler Theologie und Frömmigkeit“ schreibt. Er beobachtet eine neue Aufgeschlossenheit für das Heilige. Das Heilige sei womöglich wichtiger als der Gottesbegriff. Mitten im Profanen begegnet uns das Heilige. Religion im weitesten Sinn sei das Ergriffensein von der Frage nach dem Sinn des großen Ganzen und nach dem Wirken Gottes. Nach Tillich sei Religion als Leben in der Dimension der Tiefe zu verstehen. Aber Rössler will hier nicht im Unbestimmten bleiben: Er versteht Gott als den „Urgrund des Seins“, als den „Willen zur Liebe“ und als „Schöpferkraft“, als das „Absolute“ und „Unbedingte“, als der „Ganz Andere“. Gleichwohl bleibt das Wirken Gottes in der Natur, in der Geschichte und im einzelnen menschlichen Leben rätselhaft. „Gott ist immer schon da, oder, das ist die Alternative, das Universum ist immer schon da. Beides kann man sich nicht vorstellen. Derlei Gedanken können uns fast verrückt werden lassen.“ (S. 136) Rössler zufolge müssen wir den „Daseinsgrund“ einfach voraussetzen. „Aber bei der Frage nach dem *wahren Charakter des Unbedingten, des Urgrundes*, scheiden sich die Geister.“ (S. 137) Für Atheisten und Naturalisten sei der Urgrund nichts als Materie. Dem stehe die biblische Alternative gegenüber, „(a) dass sich die Wirklichkeit, das Universum, das Leben, wir Menschen diesem Urgrund verdanken, der

damit *geistiger Wille* ist, dem sich alles Geistige wie Materielle verdankt, und (b) dass Gott als geistiger Wille dem zugewandt ist, was sich ihm verdankt, dem Universum, dem Leben, den Geschöpfen, den Menschen“ (S. 138). Gott meint es gut mit der Welt, so Rössler. Manche Leser könnten an dieser Stelle Zweifel an der Plausibilität von Rösslers Theismus beschleichen, wie der Artikel „Gott ist da“ von Helmut Kinder in Heft 3 von *Freies Christentum* ahnen lässt. Wohingegen der Satz „Gott ist die Macht und der Wille der Liebe“ den Rezensenten veranlasst auszurufen: Das mag genügen! Mehr muss man nicht zu wissen behaupten! Besser mitgenommen fühlte sich der Rezensent im Rest des Beitrags, bei dem Rössler – auf Albert Schweitzer rekurrierend – von der Heiligkeit des Lebens und von der Ehrfurcht vor dem Leben schreibt. Aber nicht nur Ehrfurcht vor dem Leben, sondern auch Ehrfurcht vor der Wahrheit sei uns von Schweitzer aufgegeben worden. Schließlich gehe es darum, Heiligkeit nicht nur in abgegrenzten kultischen und kirchlichen Bereichen zu suchen, sondern auch – und gerade – im Alltag. Religion und Frömmigkeit begrenzen sich nicht auf bestimmte Orte, Zeiten und Personen, sondern wollen das ganze profane Leben durchwalten.

Der Tagungsband druckt auch die Predigt ab, die Ingo Zölllich am letzten Tag der Tagung in der Kapelle der Akademie Bad Boll zu Jesaja 6,1-8 hielt. Wo befinden wir uns gerade, fragte er: örtlich, zeitlich und inhaltlich? Und wo befindet sich Gott? Womit ist er be-

schäftigt? Ist er im Jenseits? Oder hier bei uns? War er bei dem Seebeben in Indonesien? In Idlib, dem syrischen Ort, dem eine menschliche Katastrophe drohte? War Gott bei Jesaja, der den Herrn auf seinem Thron erblickte? Und wo befand sich Jesaja, der den Herrn sah? Bei näherem Hinsehen war es nicht der Himmel, in dem sich Jesaja befand, sondern der Tempel. Dort im Tempel oder hier, in der Kapelle, können wir Gott begegnen. „Weh mir, ich vergehe“, ruft Jesaja und hört die Worte: „Wen soll ich senden? Wer will mein Bote sein?“ Damit kommt Gott aus seiner allumfassenden Allgegenwärtigkeit heraus und wendet sich ihm (und uns) zu. „Jesaja und Gott sind jetzt auch inhaltlich beieinander. ... Jesaja ist bei Gott, und Gott ist bei Jesaja.“ (S. 155) „Gott ist ja nie so da, wie ein Mensch da ist oder ein Gegenstand.“ Erst durch Symbole und Worte wird Gott für uns konkret. Gott tritt direkt vor uns hin im Hier und Jetzt. Und ich bin aufgerufen, ihm im Hier und Jetzt zu antworten. Denn Gott meint immer mich. „Hier bin ich. Sende mich.“ Es ist für jeden von uns gut, hin und wieder eine Ortsbestimmung vorzunehmen und zu fragen: Wo befinde ich mich gerade in meinem Leben? Und wohin will ich mich senden lassen?

Wer Rudolf Otto verstehen möchte und sich mit dem Heiligen und dem Religiösen im Kontext der Gegenwart auseinandersetzen will, dem bietet dieser Band eine Fülle von wertvollen Einsichten und neuen Perspektiven. □

Kurt Bangert

Leser-Echo

✚ **Zu Heft 3 (Mai-Juni) 2019 inkl.
Beilage Heft Selbstverständnis**

Dieses Heft kristallisiert einmal mehr heraus, warum das Gedankengut des *Bundes für Freies Christentum* eine so große Bereicherung darstellt für jeden Menschen, der einerseits „glaubt“ und andererseits die dem Menschen von Gott geschenkte Intelligenz und Rationalität als gleichberechtigt, also diese auch kritisch einsetzt. Wie dies inzwischen unter der Schriftleitung von Kurt Bangert zur Regel geworden ist, durchzieht dieses Heft ein übergreifender roter Faden: nämlich den, die Gottesfrage aus mehreren Perspektiven kompetent, rational und trotzdem aufgeschlossen zu durchleuchten. Es kommen zu Wort der emeritierte Professor für Experimentalphysik der TU München, Helmut Kinder, und Jürgen Linnewedel, dessen Schwerpunkte Religionswissenschaft, Mystik und Meditation ist. Auf den ersten Blick könnte es so aussehen, als ob hier zwei kluge Leute stark abweichende Ansätze zu einem spannenden Thema behandeln. Allerdings zeigt sich beim aufmerksamen und „achtsamen“ (kommt von „Achtsamkeit“) Lesen dann doch relativ klar, dass diese beiden Ansätze unverkennbar konvergieren. Dies liegt natürlich daran, dass beide Themen dieses Heftes eben doch unverkennbar – wenn auch auf einer hohen Abstraktionsebene – zusammenhängen, nämlich dem

Thema *Geist* und *Gottesverständnis*. Insbesondere der ausführlichere Artikel von Kinder setzt sich detailliert und logisch stringent hiermit auseinander und kommt – ich hoffe damit nicht zu weit zu gehen – auch zu dem Ergebnis, dass „die Welt letztlich Geist vom Geist“ ist, ein Grundgedanke, den Mystiker wie Meister Eckhart seit dem Ausgang des Mittelalters mit einer schnörkellosen Deutlichkeit und Klarheit lehren. Kinder schlägt hier einen weiten Bogen von Freud, über C.G. Jung in die Gehirnphysiologie; seine Analysen gipfeln dann in der Erkenntnis, dass man sozusagen „sein eigenes Ich an Gott ausliefert“, um eine bewusste Gottesbeziehung sinnvoll begründen zu können.

Ich möchte an dieser Stelle auch gern einmal Herrn Prof. Werner Zager danken, der es immer wieder unternimmt, für den *Bund für Freies Christentum* Bücher für uns zu lesen, und diese uns in ihrer Essenz – also in kurzen, klaren Worten – zu vermitteln. □

Dr. Helmut Fritzsche
Postfach 1319
Gerhart-Hauptmann Strasse 7a
D-85567 Grafing

❖ Zu „Gott wird da sein“ von H. Kinder in Heft 3 (Mai-Juni) 2019

Das ist ein origineller Gedanke, das Symbol „Gott in uns“ als Schlüssel zu verwenden, um damit das Gottesverständnis neu zu erschließen. „Gott in uns“ (oder auch neutestamentlich:

„Christus in mir“): Was könnte das heißen? Und welche Erfahrungen sind damit verbunden? Sollte damit gemeint sein, Gott ist immer schon in uns, wir selbst sind ein Teil des Göttlichen, sind göttlich, und alle anderen sind es auch? Das wäre Selbstverabsolutierung, Überheblichkeit, und es gäbe keine sittlichen Maßstäbe.

„Gott in uns“ bedeutet demgegenüber zweierlei: Erstens haben wir in unserem Inneren, unserem Geist, eine Anlage für das Göttliche. Wir ahnen das Absolute, den Urgrund von allem, das alles Bestimmende. Dieses „Transzendenz-Bewusstsein“ ist untrennbar mit dem Gewissen verbunden, unserem Bewusstsein des Unterschieds von gut und böse. Zweitens kommt der immer größere Gott (wo, wann und wie er will) in unseren Geist, jedenfalls wenn wir uns ihm öffnen, im Sinn von Gerhard Tersteegens Bitte „Herr, komm in mir wohnen“ (Evangelisches Gesangbuch 165,8). Wenn Gottes Geist „unserem Geist Zeugnis gibt, dass wir Gottes Kinder sind“ (Römer 8,16), dann bewirkt das in uns Vertrauen (dass alles in Gottes Hand sein und bleiben wird), Dank (für alles Gute, das wir erfahren haben), Verantwortung (indem wir uns zum Guten gefordert sehen), Umkehr und Befreiung.

Was aber nicht geht: den immer größeren Gott, der alles bedingt und trägt und ohne den alles ins bloße Nichts versinken wird, auf den „Gott in uns“ zu reduzieren. Das wäre atheistischer Naturalismus. Wenn wir den „Gott in uns“ betonen, dann müssen wir uns doch fragen: Wieso begnügen wir uns nicht einfach mit unserem Über-Ich und un-

serem kollektiven und individuellen Unbewussten, sondern bemühen hier „Gott“? Unter Gott ist aber das Woher und Wohin von allem zu verstehen!

Nach heutiger naturwissenschaftlicher Erkenntnis sind die Ausmaße des Universums ganz unermesslich, wie der Physiker Helmut Kinder eindrucksvoll beschreibt. Dadurch aber wird die Kraft, der sich alles verdankt, nur noch unermesslich größer. Professor Kinder rührt an das „Ärgernis des Kreuzes“ (1. Korinther 1,18-25), wenn er schreibt: „Dass sich ein so großer Gott angeblich einer so kleinen Restmenge liebevoll zuwendet, ist absurd. Mehr noch, es ist Selbstüberschätzung des Menschen“ (S. 60). Nach christlicher Überzeugung ist das aber nicht „absurd“, sondern das Wunder der überraschenden und unverdienten Liebe Gottes zu seinen Geschöpfen. Und es führt nicht zu „Selbstüberschätzung“, sondern zu Selbstbe-scheidung, zu Demut. □

*Dr. Andreas Rössler
Oelschlägerstr. 20, 70619 Stuttgart*

Termine

❖ Quanten-Ontologie, Spiritualität und Transzendenz

Vom 27.-29. September 2019 findet in der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt in Wittenberg eine Tagung statt, bei der danach gefragt wird, was die Quantentheorie nicht nur für unser Wirklichkeitsverständnis, sondern auch für unsere Spiritualität und unser Transzendenzverständnis bedeutet. An-

meldungen bitte bei Kordula Wolters, Tel. 03491-4988 oder E-mail: wolters@ev-akademie-wittenberg.de. □

❖ Treffen der Erasmus-Freunde

Ein internationales Treffen der Erasmus-Freunde findet vom 25.-27. Oktober 2019 in Zürich, Lavaterhaus, statt. Anfragen und Anmeldungen bitte an: Ueli Greminger unter: ueli.greminger@zh.ref.ch. □

Jahrestagung

❖ „Wie frei ist unser Wille?“

Unter dem Motto „Wie frei ist unser Wille?“ steht die diesjährige Jahrestagung des *Bundes für Freies Christentum*, die vom 11.–13. Oktober 2019 im Martin-Niemöller-Tagungshaus der Evangelischen Akademie in Arnoldshain/Taunus (bei Schmitten) stattfinden wird. Es sollen theologische, philosophische, psychologische, biologische und ethische Perspektiven aufgezeigt werden. □

Mitgliederversammlung

Im Rahmen der Jahrestagung des *Bundes für Freies Christentum* findet am Samstag, dem 12. Oktober 2019, um 19.30 Uhr die jährliche Mitgliederversammlung statt, zu der auch Nichtmitglieder eingeladen sind. □

Ad sexaginta annos

Prof. Dr. Werner Zager, Präsident des Bundes für Freies Christentum, feierte am 30. Juni in Worms seinen 60. Geburtstag. Beim Festakt zu seinen Ehren wurde nicht nur eine Festschrift vorgestellt (wir berichteten), sondern es wurde auch seine Arbeit für den Bund gewürdigt, so auch in einem an den Jubilar adressierten Gedicht von Wolfram Zoller:

Die Sechzig – weltliche Vollkommenheit –
Sie haben sie nun lebensvoll erreicht!
Dem Geistesmann sagt Vieles diese Zahl,
die Laien freilich haben's nicht so leicht,
drum mag ein Wegesweiser nützlich sein,
ein Becher frisch von kräftigem Zahlenwein!

Sechs Richtungen kennzeichnen unser Sehen:
nach rechts und links, vorn, hinten und dazu
nach oben und nach unten – so vermessen
die Welt wir heut noch mit der Maße Schuh.
Zehnmal die Sechs – das meint den ganzen Raum,
die weite Welt im Horizontensaum.

Drum hat der Schöpfer, wie die Bibel schreibt,
die Welt erschaffen im Sechs-Tage-Schritt.
Der Bienen Wabensechseck spiegelt schön
des Schöpfers trefflichsten Baumeisterhit.
Und schaut mit Lupe doch den Schnee einmal:
Sechszählge Sterne in Milliardenzahl!

Sechszählger Stern – das Hexagramm! Seit alters
und weltenweit geehrt als Grundsymbol:
Zwei Dreiecke, nach oben und nach unten
verwoben ineinander, künden wohl
vom ew'gen Widerstreit der Gegensätze,
in deren Einheit gründen alle Schätze.

Kein Wunder, dass Pythagoras, der große,
die Sechs hat die vollkomm'ne Zahl genannt:
Der Basiszahlen Summe – eins, zwei, drei –
und ihr Produkt ist erstmals gleich – bekannt
ist Mathematikern, dass selten nur
solch Muster vorkommt in der Zahlen Spur.

Und nun die Sechzig erst, zehnmal vollkommen!
Kein Wunder auch, dass schon die Alt-Sumerer
viertausend Jahre vor uns, dort im Zweistromland,

erbauten als der Sechzigzahl Verehrer
ihr Weltmodell – auf ihren Geistesstraßen
wandeln wir heute noch nach ihren Maßen:

Sechsmal die sechzig Grad, das misst der Kreis,,
zweimal zwölf Stunden zählt des Tages Runde,
und selbst im Kleinen gilt noch dieses Maß:
Sechzig Sekunden zählt die volle Stunde.
Zwölf Tierkreiszeichen kennt die Himmelswelt,
in England gelten Sixpence noch als Geld.

Was soll nun all dies Zahlenwerk bedeuten?
Die Sechzig gilt als irdische Vollendung,
das Leben ist am Gipfel angekommen,
an unsres Höhenweges höchster Wendung.
Das gilt's wahrhaftig dankbar froh zu feiern,
und so das Ja zum Dasein zu erneuern!

Doch halt – ein Vorbehalt steht noch im Wege:
Die Sechs meint zwar, was irdisch ist vollkommen,
doch zur vollendeten Vollkommenheit muss noch
ein alles überhöh'nder Faktor kommen:
Im letzten Sinn vollkommen ist allein,
was Teil nimmt an dem Grund von allem Sein!

Ist dieser da, dann haben wir die Sieben,
die Einigung von drei und vier, von Welt
und Gott, Quadrat des ganzen Kosmos,
und Dreieck, das die Gotteswelt vorstellt.
Erst wenn die Drei die Vier durchdringt, ergänzt,
ist letzte Ganzheit, die vollkommen glänzt.

Wir mögen wohl dies letzte Ziel erstreben,
doch lässt das Göttliche sich nicht erraffen,
das Endliche umfasst niemals das Ganze,
das Ganze nur umfasst das, was geschaffen.
Doch eben dies will Gottes Gnade spenden,
sein Segen also möge Sie vollenden!



Bund für Freies Christentum

Der Bund für Freies Christentum versteht sich als „Forum für offenen religiösen Dialog“. Er ist ein Zusammenschluss überwiegend protestantischer Christen, die sich für eine persönlich verantwortete, undogmatische, weltoffene Form des christlichen Glaubens einsetzen und dabei ein breites Spektrum von Auffassungen zu integrieren suchen.

Bezugspreis:

Jährlich 18 Euro; Einzelhefte je 3,50 Euro.

Abonnement inklusive Tagungsband: 30 Euro.

Mitgliedsbeitrag:

für Mitglieder des Bundes für Freies Christentum jährlich 35 Euro. Darin ist der Bezug der Zeitschrift und der des Tagungsbands enthalten.

Spenden sind steuerlich abzugsfähig.

Bestellungen an:

Geschäftsstelle des Bundes für Freies Christentum,
Felix-Dahn-Straße 39,

70597 Stuttgart;

Tel. 0711 / 76 26 72 (vormittags);

Fax 0711 / 7655619

Email: info@bund-freies-christentum.de

**PVSt DPAG Entgelt bezahlt
E 3027**

Versandstelle Freies Christentum:

Geschäftsstelle des

Bundes für Freies Christentum:

Felix-Dahn-Straße 39

70597 Stuttgart

ISSN 0931-3834

Zahlungen an Bund für Freies Christentum:

Kreissparkasse Esslingen,

IBAN: DE59 6115 0020 0056 0371 37

BIC: ESSLDE66XXX.

In Angelegenheiten des Bundes für Freies Christentum wende man sich an die Geschäftsstelle, in Sachen der Zeitschrift (Bezug und Zahlung ausgenommen) an den Schriftleiter, Anschrift siehe 2. Umschlagseite (innen).